

Kulturbauten

Formen und Inhalte

Keine Frage: Kulturbauten gehören zur Königsdisziplin des architektonischen Schaffens und Trachtens. Sie sind Orte, an denen sich die Gemeinschaft zusammenfindet, um nichts anderes zu tun, als Ausstellungen oder Aufführungen zu geniessen. Obwohl ihre Nutzungsintensität oft gering ist, gelten sie aktuell als Bauaufgabe mit dem höchsten Prestige. Keine Architektin, kein Architekt mit Star-Status, die oder der nicht mindestens ein Museum oder ein Konzerthaus realisiert hat.

Inhalt und Hülle mussten sich zuerst finden; die ältesten noch erhaltenen Zeugnisse kulturellen Schaffens sind Höhlenmalereien. Man kann nun darüber streiten, ob die betreffenden natürlichen Kavernen als die ersten Kulturbauten gelten können – Tatsache ist, dass das gemeinschaftliche Kulturerlebnis lange Zeit eine Open-Air-Angelegenheit war. Zum Singen, Musizieren oder zur Präsentation visueller Gestaltungskünste reichen die Lichtung, das freie Feld, der Sonnenschein und das Lagerfeuer. Kult und Kultur mischen sich dabei ungezwungen, Wind und Wetter stimmen mit ein. Kulturbauten sind folglich keine Notwendigkeit. Sie bilden die Spitze der Bedürfnispyramide. Man muss sie sich leisten können.

Ein Bau für die Elite

In unseren Breiten tritt der moderne Kulturbau in der Renaissance erstmals in Erscheinung. Er dient vorerst den gebildeten und vermögenden Eliten: den Kunstfreunden und Sammlern. Exemplarisch lässt sich diese Tatsache bis heute in der italienischen Stadtgründung Sabbioneta erkennen. Der Herzog Vespasiano Gonzaga liess sie mitten in der Po-Ebene zwischen 1554 und 1571 erbauen. Zu ihr gehört eine Galerie für antike Skulpturen, ein spezieller Anbau an den Herzogspalast, und ein «Teatro Olimpico». Die Sammlung darstellender Kunst, die

Bühne mit Zuschauerrängen – diese Ingredienzien haben sich in einer verbürgerlichten Variante in die Gegenwart hinübergerettet.

Sehen und gesehen werden

Kulturbauten waren immer mehr als reine Kulturbauten oder technisch perfekte Behältnisse. Obwohl die Form der Schuhschachtel die besten akustischen Bedingungen bietet, wünschen sich nur wenige Menschen Konzertsäle, die von aussen auch so aussehen. Das wäre dem Prestige abträglich. Ausserdem will das Publikum meistens, dass der Weg zur Inszenierung selbst eine ist. Es ist schliesslich kein Geheimnis, dass man Kulturbauten nicht zuletzt deshalb aufsucht, weil man auch gesehen werden will. Dazu braucht es die richtigen Raumsequenzen und das passende Dekor. Dies sind die Gründe, weshalb sich Architektinnen und Architekten so gerne an entsprechenden Wettbewerben beteiligen und weshalb jene, die sich mit ihren Ideen durchsetzen, ein derart hohes Ansehen geniessen.

Da es heute für die Architektur keinen Stilkanon gibt, geniesst man gerade beim Entwerfen von Kulturbauten grosse Freiheiten. Zwischen dem Inhalt und der Form besteht allerdings ein bisweilen etwas ungemütliches Konkurrenzverhältnis. Die Performance, das Ausstellungsgut droht in den Hintergrund gedrängt zu werden, ist die Inszenierung zu bombastisch. Der Streit um den Bilbao-Effekt, ausgelöst durch Frank O. Gehrys Guggenheim-Filiale, deutet die Grenzen der Vernunft bei Kulturbauten exemplarisch an. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang, dass die Bedeutung des «Depots» und «Lagers» zunimmt, wie Bezeichnungen jüngerer Sammlungs- und Ausstellungsbauten andeuten. Dies könnte auf ein Downgrading des Aspekts Prestige hinweisen. ●



Manuel Pestalozzi hat an der ETH Zürich Architektur studiert. Von 1997 bis 2013 war er Redaktor von «Architektur+Technik». Anschliessend gründete er die Einzel-firma Bau-Auslese, die sich der Informationsvermittlung widmet.